

**Wie geht der Dialog weiter?
Religionen in Deutschland angesichts des globalen Terrors
7. bis 9. Januar 2002**

**Ahnungslosigkeit und Zerrbilder
Zum Verhältnis von Islamischen Organisationen
und Deutscher Öffentlichkeit**

Von Gerdien Jonker

Philipps-Universität Marburg, Institut für Religionsgeschichte

Dieser Text entstand in Vorbereitung auf, und während einer Reihe von Fachtagungen, die alle den interreligiösen und interkulturellen Dialog mit Muslimen zum Thema hatten: Am 26. November 2001 im Hessischen Landtag („Herausforderungen und Chancen der Integration von Zuwandern in Hessen“), Am 5. Dezember 2001 beim Bundesausländerbeauftragten in Berlin (Von Dialog zur Kooperation: Probleme der Kommunikation zwischen Muslimen und Mehrheitsgesellschaft – Analyse und praktische Beispiele“); Am 7. Januar 2002 in der Evangelischen Akademie Loccum „Wie geht es weiter mit dem Dialog?“), und schließlich am 14. Januar 2002 in der Katholischen Akademie in Berlin („Ahnungslosigkeit und Zerrbilder: Zum Verhältnis von Islamischen Organisationen und deutscher Öffentlichkeit“). Er wird demnächst in der Reihe des Bundesausländerbeauftragten erscheinen.

Auf der Strecke

Wer sich heute umsieht, welche Strategien Menschen mit einem muslimischen Glauben verfolgen, um in Deutschland ihre Chancen zu ergreifen, oder auch als Gruppe ernst genommen zu werden und auf gleicher Ebene wie andere gesellschaftlichen Gruppen funktionsfähig zu werden, der sieht sich verschiedenen Strategien gegenüber:

Am besten ergeht es denen, die sich am weitesten von der Orthopraxie entfernt haben. Es sind u.a. die laizistischen Türken und säkulare Iraner, Afghani und Libanesen, die zunehmend den Weg in die Politik, Verwaltung, Wissenschaft und soziale Berufe finden. Die Türken sind darin Vorreiter. Sicher spielt dabei eine Rolle, dass Anfang der achtziger Jahre, nach dem Putsch in der Türkei, eine Gruppe links orientierter Lehrer und Gewerkschaftler ihre Zuflucht in der Bundesrepublik suchten. Sie organisierten sich unter anderem in dem Türkischen Bund, eine Organisation, die heute die ganze Palette der Anschlussfähigkeit aufweist: Sprachkompetenz, interne Differenzierung, Professionalisierung, Gesinnung. Zusammenfassend lässt sich sagen: Die integrative Ressource dieser Immigrationsgruppe schöpft aus Bildung, Gewerkschaftserfahrung und aktive politische Beteiligung. Sie ist der Grund dafür, dass ihre Integration am weitesten fortgeschritten ist.

Relativ gut ergeht es auch den Aleviten. Hier trifft man ebenfalls auf große Anstrengungen, Sprach- und kulturellen Barrieren zu überwinden. Es gibt den erklärten Willen die Ausbildung, Professionalisierung und Selbstorganisation zu steigern. Ihr Ziel ist es nicht nur mit diesem Land,

ihren Gesetzen und kulturellen Gepflogenheiten umzugehen, sondern auch neue Impulse zu geben. Der Organisationsgrad ist hoch. Um nur ein Beispiel zu geben: Die alevitischen Kulturwochen in Berlin finden in diesem Jahr zum elften Mal statt und sind mittlerweile auf drei Wochen ausgedehnt worden (11.-31. März).

Im eigenen Kulturhaus sind öffentliche religiöse Veranstaltungen geplant. Parallel dazu finden in den Katholischen und Evangelischen Akademien, sowie in den Friedrich Ebert- und den Heinrich Böll Stiftungen Vorträge und Symposien statt. In den Kreuzberger Kinos und Kulturhäusern laufen derzeit ein Filmprogramm und zahlreiche Konzerte. Die integrative Ressource der Aleviten deckt sich zum Teil mit der der laizistischen Türken. Zum Teil speist sie aus Erfahrungen einer religiösen Minderheit, die sich über Jahrhunderte gegen die sunnitische Mehrheit schützen musste und dabei Flexibilität und Anpassungsfähigkeit entwickelte. Aleviten verstanden es immer wieder, Verbündete zu finden. Sie entwickelten dafür Partnerschaftskonzepte, die heute von ihnen als religiöse Institutionen betrachtet werden.

Daran gemessen bleiben die Organisationen sunnitischer Muslime auf der Strecke. Um so mehr man sich dem orthopraxen Kern nähert, um so unwegsamer scheint das Integrationsgelände zu werden. DITIB bildet als Teil der staatlichen türkischen Verwaltung ein Thema für sich, weil Verwaltungen fremder Länder nun einmal nicht integrierbar sind. Ich möchte sie aus diesem Grund aus den folgenden Betrachtungen ausklammern. Ausgeblendet bleiben hier auch die sufistischen Organisationen. Lokal entwickeln sie ein ganz eigenes Potential, sich gesellschaftlich einzubringen und verdienen daher getrennte Aufmerksamkeit.

Stattdessen habe ich mich auf die beiden türkisch-islamischen Selbstorganisationen konzentriert, die auf Bundesebene sichtbar geworden sind: Der Verband Islamischer Kulturzentren (VIKZ) und die Islamische Gemeinschaft *Milli Görüş* (IGMG). Ich werde heute Abend anhand zweier Geschichten versuchen zu verdeutlichen, wie in der vergangenen Jahren Kontaktaufnahmen mit der Außenwelt in diesen beiden Organisationen intern weitergewirkt haben. Für den VIKZ nehme ich als Beispiel den interreligiösen Dialog mit der Katholischen Akademie, für *Milli Görüş* den Konflikt um den Neubau der Mevlana Moschee in Kreuzberg. Ich werde also versuchen, den Weg von einer Begegnung bis zu dessen kollektiven Erinnerung nachzuzeichnen. Zum Schluss werde ich einige Überlegungen anstellen, welche interne Elemente es sind, die zum Scheitern der Kommunikation beigesteuert haben.

VIKZ und IGMG: Gemeinsamkeiten

Zunächst ein paar Bemerkungen vorab, die die Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen beiden Organisationen klar machen sollen. Der VIKZ und die IGMG weisen zunächst viele Gemeinsamkeiten auf. Beiden sind in ihrem Ursprung „Protest- und Mobilisierungsbewegungen“ (Eisenstadt). Die geistigen Vorfahren dieser Organisationen suchten bereits im 19. Jh. eine Antwort auf die Moderne zu geben. Im 20. Jh., aus Protest gegen die erzwungene Modernisierung in der Türkei, verdichtete sich dieses Bestreben zu Mobilisierungsbewegungen, die einen großen Einfluss auf die unteren Schichten ausübten. In der europäischen Migration waren es diese beiden Organisationen, die ein Zuhause für die bäuerlichen Immigranten, ohne städtische Erfahrung und oft auch ohne jegliche Bildung, boten. Die integrative Ressource also, die diese Organisationen ihren Mitgliedern zunächst anzubieten hatten, war die der örtlichen Gemeindebildung und die religiöse Weitergabe mit ihren Teilaspekten Selbstorganisation, Lebensführung und Spiritualität.

Beide Organisationen streben nach einer gerechteren Welt. Wie die koranisch begründete Idee von Gerechtigkeit Gestalt annehmen soll, ist heute nicht Thema. Ich möchte lediglich auf zwei unterschiedlichen Ausführungspraktiken hinweisen. Der Koran fordert den Gläubigen dazu auf, „sich auf dem Weg des Islam anzustrengen“ (Jihad). Der VIKZ sucht dies in einer vertieften Spiritualität zu verwirklichen. Die IGMG hat alle Hebel in Wirkung gesetzt, die Jugend und die Frauen zu mobilisieren, damit diese in sozialen und gesellschaftlichen Bereichen tätig werden.

Der VIKZ hat zudem zwischen 1996-2000 große Integrationsbestrebungen gezeigt, denen auch entsprechend entgegnet wurde. Dann starb der alte spirituelle Führer. Der neue leitete eine Änderung der religiösen Binnenpolitik ein und die Organisation hat sich seitdem wie eine Auster geschlossen. Heute gibt es nur noch wenige Kontakte zur Außenwelt, geschweige denn eine, in welcher Art auch immer organisierte, strukturelle Kommunikation. Der VIKZ, so könnte man meinen, ist uns zunächst als Integrationspartner abhanden gekommen. Aufgrund meiner langjährigen Erfahrung mit dieser Gemeinschaft wage ich zu diagnostizieren, dass sie der deutschen Gesellschaft keineswegs feindlich gesinnt ist, sie ist ihnen schlichtweg in gewisser Weise gleichgültig geworden.

Es geht dieser Organisation im Augenblick vielmehr um die Rettung der eigenen Spiritualität, die sie durch die Öffnung zur Außenwelt gefährdet sah. Dass damit auch eine ganze Generation in Deutschland geborene Kinder der Anschluss an die deutsche Gesellschaft verunmöglicht wird, ist eine Tatsache, die die Organisation billigend in Kauf zu nehmen scheint, weil das Gut der Spiritualität als kostbarer aufgewogen wird.

Die Islamische Gemeinschaft Milli Görüş hingegen hat über die Jahre eine gewisse Animosität gegenüber der nicht-muslimischen Mehrheitsgesellschaft gepflegt, die mit einer Nichtbeachtung der vorhandenen Möglichkeiten einherging. Ich meine damit, dass innerhalb dieser Organisation und ihrer regionalen Abteilungen keine Anstrengungen unternommen wurden, etwas über ihre Umgebung zu wissen, was der Anschlussfähigkeit hätte nützen können. Die Sprachkompetenz, aber auch die Kenntnisse über das Funktionieren von Ämtern und Institutionen, die Kontaktpflege zu Nachbarn und zum Kiez und vieles anderes mehr, wurden – wie heute die Funktionäre selber zugeben – sträflich vernachlässigt.

In der Perspektive der Milli Görüş Gemeinschaft hat man lange Zeit zunächst die eigene Organisation, dann die Brüder- und Konkurrenzorganisationen, dann die politischen Feinde ins Auge gefasst. Die deutsche Gesellschaft hatte in dieser Hierarchie allenfalls einen Platz am äußersten Rand. Was es ‚da draußen‘ zu wissen und zu lernen gab, wurde zudem mit dem Wort *Kuffir* überdeckt, was so viel bedeutet als: ‚Alles Heiden und Dekadente, damit gibt man sich nicht ab‘. Diese Haltung der deutschen Umwelt gegenüber hat zwar die innere Kohäsion ungemein gestärkt, sie hat jedoch dieser Organisation und ihrem Mitgliedern und Sympathisanten, die zur bildungsschwachen Schicht gehören, in dreißig Jahren keine nennenswerten Kenntnisse über das Land, in dem sie leben, eingebracht.

Beide Organisationen haben also Schwierigkeiten, ihre Kontakte zur deutschen Umwelt zu festigen. Die Gründe dafür sind zwar unterschiedlich, das Resultat ist jedoch in beiden Fällen dasselbe, nämlich Isolierung. In dieser Beziehung sind mir folgende Gemeinsamkeiten aufgefallen:

A. Der Kreislauf der internen Kommunikation berührt sich kaum mit dem Kreislauf der externen Kommunikation.

B. Es gibt keine Kanäle, um die Erfahrungen der einzelnen Dialog-Partnern - diejenigen also, die sich an der Schnittstelle zwischen Innen und Außen befinden - weiterzuleiten und zu verwerten.

Anders gesagt: Es gibt in beiden Organisationen bis heute kein mittleres Management, das als Auffangbecken und Verarbeitungsstelle extern gemachter Erfahrungen funktionieren könnte.

C. Nach dem Scheitern der jeweiligen Kommunikation wurde in beiden Organisationen einen internen Sündenbock gesucht und gefunden. Die pauschale Schuldzuweisung galt jedoch der Außenwelt. Es waren stets die als fremd erfahrenen Anforderungen, Erwartungen und Vorschriften, in denen man sich nicht verstanden und als dessen Opfer man sich fühlte.

D. So kommt es, dass lediglich die negativen Erfahrungen als Zerrbild im kollektiven Gedächtnis der Gemeinschaft hängen bleiben. Meine Beispiele werden deutlich machen, dass solche Zerrbilder spätere kollektive Entscheidungen maßgebend beeinflussen.

Eine misslungene Kommunikation

Mein erstes Beispiel einer misslungenen Kommunikation gilt dem Besuch der Katholischen Akademie in der Berliner Frauenmoschee *Valide-i-Sultan* in November 1999. Der Berliner Verband der Islamischen Kulturzentren pflegte in dieser Zeit einen Austausch mit einem Kreis von interessierten Katholiken, die sich in der Katholischen Akademie zusammengefunden hatten. Bevor dieser Besuchstermin vereinbart wurde, hatten schon gegenseitige Besuche stattgefunden. So hatte ein Teil der Laiengemeinschaft einer katholischen Messe beigewohnt, und der katholische Kreis hatte bereits der Berliner Hauptmoschee des Verbands einen Besuch abgestattet. Zudem war im September eine gemeinsame Vortragsreihe gestartet worden. Auch wenn diese Aktivitäten sich intensivierten, bedeutete das noch nicht, dass die VIKZ-Basis über diese Kommunikation mit der Außenwelt informiert war. Die Außenkommunikation spielte für die religiöse Binnenkommunikation zu keiner Zeit eine Rolle und erhielt nur dann Aufmerksamkeit, wenn Besuche verabredet wurden, die die Anwesenheit einer größeren Zahl Mitglieder voraussetzten. Der interreligiöse Dialog wurde somit stets nur von einer kleinen Zahl der VIKZ-Gläubigen getragen.

Im November 1999 lud der Verband den katholischen Partner ein, um die Frage, ob muslimische Frauen nun diskriminiert werden oder nicht, vor Ort in der Frauenmoschee mit den dort anwesenden Frauen zu diskutieren. Was dann passierte, wäre vielleicht für erfahrene Dialogpartner vorhersehbar gewesen, für einen Neuling wie dem VIKZ aber nicht: Das erprobte System der Binnenkommunikation war dem Ansturm der neuen Anforderungen nicht gewachsen und brach im entscheidenden Moment zusammen. Die Frauen der Frauenmoschee, die das Ziel des Besuches bildeten, erfuhren dadurch eine böse Überraschung.

Der Berliner Verband der Islamischen Kulturzentren hatte sich mit diesem Schritt, der im Rahmen der Öffnung des Verbandes zur Außenwelt gute Beziehungen zu den Kirchen ansteuerte, auf Glatteis begeben. Tatsächlich gab es innerhalb des Verbandes sehr wenig Erfahrung, auf die man zurückgreifen konnte, um die Anforderungen des nicht-muslemischen Gesprächspartners einschätzen zu können. Der zuständige Verwaltungsleiter versuchte, den Fragen seines Gegenübers so gut wie möglich gerecht zu werden, ohne eine Möglichkeit des Vergleichs, ohne aber auch über die geeigneten Kanäle zu verfügen, die neuartige Anforderungen des interreligiösen Dialogs im Innern der Gemeinschaft weiterzugeben oder zu diskutieren. Die Frage nach der Gleichberechtigung der Geschlechter innerhalb seiner Gemeinschaft hatte er im Sinne des religiösen Ideals interpretiert, sich aber nicht klargemacht, dass eine solche Gleichberechtigung auf der organisatorischen Ebene nicht existent war. Er hatte sich ebenfalls nicht realisiert, dass die Frage der Gleichberechtigung für seine Gesprächspartner und -partnerinnen eben diesen Umgang ins Auge fasste. Er war, könnte man rückblickend sagen, in all diesen Dingen ahnungslos und unreflektiert.

Bevor ich zum Abend selber komme, möchte ich Ihnen zuerst beschreiben, in welcher Weise die interne Kommunikation im Verband der Islamischen Kulturzentren von der Geschlechtertrennung geprägt ist. Trotz der vielen Unterschiede mögen katholische Zuhörer die Beschreibung mit einem gewissen Maß an Verständnis begegnen, da Teile ihrer eigenen internen Kommunikation auf demselben Prinzip aufbaut.

Im Verband der islamischen Kulturzentren befinden sich am oberen Ende fachlich ausgebildete oder mit Charisma bekleidete männliche Führungskräfte, in deren Händen alle Entscheidungen liegen, die die Gemeinschaft betreffen. Sie sind die Generatoren neuer Erkenntnisse und bringen diese als Mitteilungen im Umlauf. Am unteren Ende befinden sich diejenigen, für die die Mitteilungen gelten, nämlich die Frauen und die Kinder. Der Weg, den eine Nachricht nehmen muss, um von den Verwaltungsetagen bis in die Frauenräume zu gelangen, ist daher an viele Bedingungen gebunden. Mitunter kommt vieles nicht an.

Zur Zeit des Besuches existierte kein direkter Austausch zwischen dem Berliner *Hauptimam* und den ca. 25 weiblichen *Hocas*. Die Frauen bildeten ihren eigenen Kreis, den sie autonom gestalteten. Der wichtigste Informationsaustausch zwischen den Geschlechtern fand ein Scharnier in der Ehe, nämlich in der Kommunikation zwischen Ehemann und Ehefrau. Für die meisten weiblichen *Hocas* galt das aber nicht, da sie noch nicht verheiratet waren. Für sie funktionierte die Frau des Hauptimams als Nachrichtenquelle. Sie war es, die die Neuigkeiten weitererzählte. Anschließend teilten die *Hocas* diese dann in ihren jeweiligen Gebetskreis mit.

Was also die Frauen angeht, bildeten die Frau des Hauptimams und der Gebetskreis die wichtigste Stützen der Nachrichtenverbreitung. Wer nicht am Gebetskreis teilnahm, hörte über Entscheidungen etc. erst Tage später. Wenn die Frau des Hauptimams nicht informiert war, war die Kommunikation insgesamt gefährdet. Und zur Zeit des geplanten Besuchs der Frauenmoschee war dies tatsächlich der Fall.

Eine der weiblichen *Hocas* berichtete später: Der Hauptimam hat es uns zwei Tage vorher wissen lassen, aber ich hatte den Eindruck, es ging um einen kleinen Empfang, bei dem wir den Besuchern dann hinterher eine Führung durchs Haus geben würden. Aysegül hier hörte erst eine halbe Stunde vorher, dass sie auch etwas sagen sollte. Und die redet doch nicht so gut Deutsch! Die ist ja gerade aus der Türkei zurück, da hat sie ihr Deutsch ein bisschen verlernt. Andere Frauen können doch viel besser reden, vor allem die *Hocas* vom Hermannplatz, die machen alle eine Berufsausbildung nebenher. Das schlimmste für uns war aber, dass der Distriktsvorsitzende alle männlichen *Hocas* mitgebracht hatte. Die saßen da und grinsten. Und ich dachte mir, die lachen sich einen ab, die können jetzt sehen, dass wir versagen!¹

Zur Zeit des Besuches bestand ein weiteres Problem wohl darin, dass es auf der Frauenseite in Berlin keine Haupthoca mehr gab, eine ältere Frau mit einer langen Predigterfahrung, die die Sache notfalls auch mit ein wenig Improvisationstalent in die Hand hätte nehmen können. So waren diese weiblichen *Hocas*, alle zwischen 21 und 23 Jahre alt und die meisten noch unverheiratet, schon seit einiger Zeit auf sich gestellt. Sie führten den Unterricht durch, unterhielten aber, auch wegen der fehlenden Eheverbindungen, kaum Kontakte zu der restlichen Organisation, geschweige denn zur Außenwelt.

Die Ehefrau des damaligen Hauptimams war der deutschen Sprache nicht mächtig und hatte dadurch die Dynamik der interreligiösen Außenkommunikation nicht wahrgenommen. Jedenfalls scheint ihr Mann ihr im entscheidenden Moment nichts gesagt zu haben und so hatte es über diese sonst zuverlässige Quelle keine Informationen gegeben.

¹ F/SG 7, am 25.11.1999.

Der Hauptimam selber stellte ebenfalls ein Hindernis dar. Er hatte sich bis dahin aus dem interreligiösen Dialog weitgehend zurückgehalten, weil auch er der Sprache nicht mächtig war. Allerdings sollte dabei bedacht werden: Hauptimame sind lediglich für die spirituelle Seite zuständig und konzentrieren sich völlig auf den Unterricht. Die sich schnell entwickelnde Dynamik mit der Katholischen Akademie fiel nicht in seinen Zuständigkeitsbereich und konnte ihm auch deswegen leicht entgangen sein.

So kam eins zum anderen. Die weiblichen *Hocas* erreichte die entscheidende Information zu spät, und es fehlte ihnen an Vorbereitungszeit.

Noch gravierender für sie erwies sich die Tatsache, dass der Distriktvorsitzende den guten Außenbeziehungen Vorschub leistete und dabei gleich mehrere Grenzen zwischen den Geschlechtern verletzte. Später erklärte er mir: Ich hab's denen bereits vor zwei Monaten gesagt, aber die hatten gedacht, es ginge um eine Besuchergruppe oder so, die sie nur herum führen sollten. Ich hatte es dem Hauptimam noch mal zwei Tage vorher gesagt, aber die Frauen.... Schauen sie, ich habe heute morgen die jungen (männlichen) *Hocas* mitgenommen in das Religionsgespräch mit den Kirchen und der jüdischen Gemeinde. Das ist gut für sie, dann sehen sie was, da lernen sie! Aber die Frauen kann ich nicht mitnehmen. Ich kann doch nicht bei jedem Gespräch die Schwester Y. (Leiterin der Islamischen Akademie in Köln, GJ) holen lassen? Unsere Frauen sollen auch lernen sich darzustellen, und das können sie doch bei solchen Gelegenheiten üben!²

Der Distriktvorsitzende hatte also Mitteilung über den geplanten Besuch gemacht, war sich aber gar nicht darüber im Klaren, dass die Information nicht angekommen war. Ich sagte bereits, dass in einer streng orthopraxen Glaubensgemeinschaft wie der Verband Islamischer Kulturzentren Männer und Frauen vor dem religiösen Gesetz natürlich gleich sind, beide besitzen auch einen gleichen Zugang zu dem anderen Heilsgut, das durch die Spiritualität vermittelt wird. In der Praxis des Zusammenlebens und die Organisation des Verbands gelten aber Regeln der Ungleichheit. Aber diese sind nicht oder kaum reflektiert.

Dieses gleichzeitige Auftreten von ideeller Gleichheit und organisatorischer Ungleichheit könnte man auch für eine Reihe anderer Religionsgemeinschaften feststellen. In dieser Glaubensgemeinschaft kommt noch hinzu, dass sie nicht thematisiert wird. Die reelle Differenz zwischen Männer und Frauen im Alltag verschwindet hinter der ideellen Gleichheit. Die unterschiedliche Rollenmuster mit der daran geknüpften ungleichen Verteilung von Macht und Ohnmacht, Repräsentanz und Unsichtbarkeit, Nähe und Ferne zum Zentrum und eben die eben beschriebener Zugang/Nichtzugang zur Kommunikation werden als ‚natürlich‘ und vom Islam begründet hingenommen.

Der Distriktvorsitzende war sich aber durchaus bewusst, dass die *Hocas* beiderlei Geschlechts eigentlich zuerst eine Schulung durchlaufen sollten, um überhaupt im interreligiösen Dialog kommunikationsfähig zu werden. Für die jungen Männer sah er allerdings Möglichkeiten vor Ort Initiativen zu entfalten. Bei seinen Überlegungen, den Frauen ebenfalls eine Handreichung zu bieten, verwies er lieber auf die Zuständigkeit der Frauen selber. Als sich dann der Fall einstellte, dass hundert Gäste kamen und die Frauen ganz offensichtlich nicht vorbereitet waren, entschloss er sich, den Abend selber zu gestalten:

Herr X hatte einen Tisch aufgestellt, dahinter stand er. Er redete ganz lange von den Frauen, dass sie bei ihnen gleichberechtigt wären, und dass die Stellung der Frau im Islam sehr hoch wäre. Links von ihm saßen junge Berliner Imame, die machten aber die ganze Zeit den Mund nicht auf. Rechts saßen die weiblichen *Hocas*. Sie guckten auf dem Boden und rückten immer mehr zusammen, bis ein Kreis entstanden war und man nur noch ihren Rücken sah. Dann übergab er nach ungefähr einer Stunde einer der Frauen das Wort. Die wurde rot, sagte ein

² Interview mit M/SG 15, am 2.12.1999.

paar Sätze, brach ab, sagte noch, „ich habe das erst eine halbe Stunde vorher gehört“ und rannte aus den Raum.³

Das Debakel war damit komplett. Der Distriktvorsitzende hatte an diesem Abend die Gleichheit zwischen den Geschlechtern im Islam vorführen wollen. Er hatte keine Ahnung davon, was es bedeutet, über Gleichberechtigung zu reden und sich die ungleiche Lage der Frauen nicht realisiert. Das Bild, das sich dadurch den Besuchern bot, bestätigte genau die Vorurteile. Die Frauen, bereits in Verlegenheit gebracht durch den Ansturm der Besucher, waren erst recht blockiert durch die Anwesenheit junger unverheirateter Moslems. So rückten sie immer mehr zusammen, bis man nur noch ihren Rücken sah.

An dieser Stelle soll man sich noch einmal vergegenwärtigen, dass die Frauen, die es zur *Hoca* gebracht haben, überdurchschnittlich intelligent sind, bereits eine lange Sprachausbildung absolviert haben und auch gelernt haben, als Predigerin in der Öffentlichkeit zu reden. An dem Abend wurde das erstaunlicherweise trotz allem einigen Besucher klar:

Die armen Frauen! Niemand hatte ihnen vorher etwas gesagt. Dann kann man auch nicht erwarten, dass sie so auf einmal frei reden können. Hinterher, als die Führungen gemacht wurden, kam es dann doch gut. Dann haben die oben in ihren eigenen Räumen frei erzählt. Die konnten sich sehr gut ausdrücken. Wir haben das doch auch erst lernen müssen, wie man in der Öffentlichkeit auftritt!⁴

Man ist versucht zu sagen: Der Verband der Islamischen Kulturzentren hatte mit der Einführung des interreligiösen Dialogs unter gleichzeitige Nicht-Reflexion der Geschlechtertrennung ein wahrhaft unwegsames Gelände betreten. Tatsächlich war das Resultat eine öffentliche Beschämung der weiblichen Hocas. Die Frauen waren vorher nicht informiert und konnten auch nicht informiert sein, weil die Geschlechtertrennung es den Männern verbat, einen direkten Kontakt aufzunehmen. Der Verantwortliche für den interreligiösen Dialog hatte Gleichberechtigung mit religiöser Gleichheit verwechselt und die Veranstaltung gutwillig aber blauäugig inszeniert. Die Zusammenführung von unverheirateten Männer und Frauen in einem Raum und die intense Verlegenheit die dies auslöste, war ein Bauernopfer, um den Dialogpartner zur Wille zu sein.

Im kollektiven Gedächtnis des Verbandes wurde nicht das Scheitern der internen Kommunikation festgehalten. Auch wurde die Ungleichheit zwischen den Geschlechtern in der Organisation nicht danach thematisiert. Sondern dem Dialogverantwortlichen wurde alle Schuld in die Schuhe geschoben. Hinterher hieß es, er hätte die Frauen „ausgeliefert“, und den fremden Christen bloß „vorgeführt“, um ihren Wünschen entgegen zu kommen. Diese Interpretation des Abends wurde dann allgemein von der Gemeinschaft akzeptiert. Sicherlich hat der Vorfall dazu beigetragen, dass der Umschwung des Berliner Verbands nach dem Tod des alten religiösen Führers – weg vom Dialog und Richtung Schließung – ein halbes Jahr später gewissermaßen leicht über die Bühne gegangen ist. Der Abend hat auch dazu beigetragen, dass der Distriktvorsitzender ein Jahr später von 85% der Gemeindemitglieder als Vorsitzender abgewählt wurde. Damit ist dem interreligiösen Dialog einen vertrauensvoller und sympathischer Gesprächspartner abhanden gekommen.

³ F/A 1 (Besucherin), am 26.11.1999.

⁴ F/A 4 (Besucherin), am 28.11.1999.

Die Konfliktfähigkeit der Islamischen Gemeinschaft Milli Görüş

Um das Verhältnis der Islamischen Gemeinschaft *Milli Görüş* zur Außenwelt zu typisieren, habe ich nicht ein Beispiel aus dem interreligiösen Dialog aufgearbeitet. Einmal versteht die Organisation sich als diejenige, die die Bedingungen für das religiöse Leben herstellt. Religiöses Leben führt sie nicht im Eigenregie durch. Auch die religiöse Außenkommunikation überlässt sie den örtlichen Moscheen. *Milli Görüş* ist einen Ermöglicher und als solcher tritt sie in einem ganz anderen Kommunikationsfeld auf. Ihre Partner befinden sich in der öffentlichen Verwaltung, unter den Politikern und im Kiez. Der Fall, der ich hier in aller Kürze vorführen möchte, betrifft daher die gescheiterte Verhandlung rundum den Neubau der Mevlana-Moschee am Kottbusser Tor.

1999: Die Moschee Stiftung, ein *Milli Görüş* Organ, kauft das Grundstück Skalitzerstraße 131 von einem privaten Eigentümer. Sie zahlt dafür 2,85 Mill. DM. Hinterher erfährt die Organisation, dass die tatsächliche Wert des Baugrundstücks bei 1,5 Mill. lag. Kreuzberg war zur Zeit des Ankaufs noch als Sanierungsgebiet mit den dafür geltenden festen Grundpreisen eingestuft. Die administrative Vereinigung mit Friedrichshain hob diesen Status kurze Zeit später auf.

Festzuhalten ist, dass die Moschee Stiftung vor dem Ankauf weder im Kadaster schaut, noch Beratung einholt. Als sie hinterher erfährt, dass sie betrogen wurde, entscheidet sie sich nicht dem Eigentümer zu verklagen, sondern verklagt dem Bezirk, den sie davon beschuldigt, den Bestimmungsplan des Sanierungsgebietes aufzuheben, um *Milli Görüş* einer auszuwischen.

Sommer 2000: wird ein Bebauungsplan über 2000 qm. vorgelegt und erhält der Bauherr beim zuständigen Baustadtrat einen vorläufigen Baubescheid (*Folie I*). Der Baustadtrat vertritt die Position, dass Kreuzberg die sichtbare Präsenz einer Moschee vertragen kann und ein solches Gebäude die Bedürfnisse des Bezirks entspricht. Er will daher ungeachtet dessen Träger (*Milli Görüş* ist nicht sonderlich beliebt in Kreuzberg) den Bau ermöglichen. Der Bauherr, der Architekt und die verantwortliche Behörden gehen im guten Einvernehmen auseinander. Im Prinzip wird grünes Licht für den Bauanfang gegeben.

Aber in den darauffolgende Monaten kommen den *Milli Görüş* Verantwortlichen die Zweifel: lohnt es sich, mit so einem hohen finanziellen Einsatz lediglich ein relativ kleines Gebäude zu errichten? Wird die Gemeinde bereit sein, nochmals zu spenden? Dem Architekt wird beauftragt, einen zweiten Plan zu machen, der mehr Platz bieten soll (*Folie II*). Er umfasst diesmal 3.500 qm. Der Baustadtrat lehnt ab. Der Plan tritt den Baubestimmungen mit den Füßen. Er lässt keinen Raum für Feueraustritte, die Fluchtwege verlaufen über das Nachbargrundstück, er ist zu groß, die Fassade zu aufwendig, die Minaretten zu hoch. Er schlägt aber dem Architekten vor, doch noch einen dritten Plan vorzulegen, der die Mitte zwischen den ersten und den zweiten hält.

Der folgt im **Winter 2000**. Der Architekt reicht denselben Plan noch einmal ein, diesmal ergänzt um einen *Shopping Mall* unter dem Gebäude. Als Argument führt er an, dass die klassische Moschee immer eine Einheit von religiösem und sozialem Leben bildet und eine Ladenstraße daher islamisch begründet sei. Für die Mevlana Gemeinde bildet dieser *Shopping Mall* indes die Lösung, ihre hohe und inzwischen bereits untragbar gewordene Verschuldung abzubauen.

Der Baustadtrat weist auch diesen Plan ab, mit dem Argument, Bauten mit religiösen und mit wirtschaftlichen Bestimmungen gehören in verschiedenen Sparten. Daraufhin geht der Vorsitzender der Moschee Stiftung zur Presse mit der Behauptung, der Baustadtrat diskriminiere

Muslimen. Diese öffentliche Anklage – der Baustadtrat empfindet sie als Verleumdung - setzt den Beziehungen ein vorläufiges Ende.

Als wir in **Oktober 2001** den *Milli Görüş* Vorstand besuchen, um den Konflikt zu dokumentieren, erweist sich Folgendes:

A. Die *Milli Görüş* Verantwortlichen gehören alle zur ersten Generation, sprechen kein Deutsch, wohnen zwischen 20 und 35 Jahre in Kreuzberg und haben sich bereits ein Leben lang für *Milli Görüş* engagiert. Ihre interne Kommunikation weist nirgendwo Schnittstellen mit der Außenwelt auf.

B. Die notwendige Kontaktaufnahme zwischen Bauherr und Bezirk war stets stellvertretend vom Architekt erledigt worden. Dieser erwies sich als relativ junger Mann, frisch von der Fachhochschule, dessen ersten Auftrag der Entwurf der Mevlana Moschee gewesen war. Der Architekt ist Muslim, aber kein Mitglied von *Milli Görüş*. Das bestempelt ihn zum Außenseiter.

C. Dieser Architekt war inzwischen zum Sündenbock für die gescheiterten Verhandlungen erklärt worden. Ihn wurde nun vorgeworfen, sich nicht gut informiert zu haben und im übrigen dem Baustadtrat nicht gut verstanden zu haben. Der Vorsitzende nannte ihn einmal „einen dummen Jungen“.

D. Meine Frage, warum der Vorstand nicht vor Ankauf eine Beratung eingeholt hatte, wurde vom Tisch gefegt: Man hatte dieses Grundstück schon vor 15 Jahre kaufen wollen und die ganze Zeit gewartet. Warum sollte man dann noch eine Beratung einholen?

E. In der Zwischenzeit hatte die Moschee Stiftung ein zweites, angrenzendes Grundstück erworben (ebenfalls ohne vorherige Beratung), und ist nun guten Mutes, den zweiten Bauplan doch noch durchsetzen zu können.

F. Der Konflikt mit dem Baustadtrat wurde heruntergespielt, dafür aber die Feindseligkeit und Unwissenheit der deutschen Bevölkerung gegenüber Muslimen hervorgehoben. Diese Männer fühlten sich vor allem massiv missverstanden: vom Bezirksverwaltung und ihren Verordnungen, von der Presse, von der deutschen Gesellschaft.

Störungen in dem Dialog

Die beiden Beispiele sind zwar verschieden von Charakter, doch weisen sie verschiedene Übereinstimmungen auf:

1. In beiden Fällen ruhte die Verantwortung für den Kontakt praktisch auf *einen einzigen Menschen*. Im zweiten Fall kam gravierend hinzu, dass dieser zudem einen Außenseiter war.
2. In beiden Fällen konnten die Verantwortungsträger innerhalb der Organisation sich *faktisch keine Vorstellung* davon machen, was genau der Gesprächspartner von ihnen verlangte oder erwartete.
3. In beiden Organisationen *fehlt ein mittleres Management*, das neue Informationen und Anregungen hätte weiterverarbeiten können: Man denke an die notwendige Übersetzungsarbeit für den Basis, oder die Herausbildung von Hilfskräften für den Dialogpartner. Ihr Fehlen dokumentiert auch die weitgehende Nicht-Reflexion der eigenen Selbstverständlichkeiten.
4. In *Milli Görüş* – und das scheint ein Berliner Spezifikum zu sein - setzt der erste Generation sich aus *self made men* zusammen: Menschen mit wenig oder keine Ausbildung, dafür aber jede Menge Begabung für Selbstorganisation und Talent zur Improvisation. Es sind *Patriarchen*, die gerne Gutes tun, sich aber nichts sagen lassen und sich noch immer „in der Fremde“ befinden. Alles, was sie nicht begreifen, wird mit der Feindseligkeit der deutschen Bevölkerung erklärt.
5. Die zweite Generation hat sich in den 80er Jahren weitgehend säkularisiert und ist ihnen davon gelaufen. Heute sehen die Patriarchen sich mit der Enkelgeneration konfrontiert. Diese macht die notwendigen Ausbildungen und hat auch den Willen, das Gemeindeleben weiter

auszubauen, bekommen aber strukturell keinen Platz in der Organisation eingeräumt. Man könnte daher von einem *nicht ausgetragenen Konflikt der Generationen* sprechen. Für das türkische Selbstverständnis ist es sehr schwer, wenn nicht unmöglich, sich gegen den Großväter durchzusetzen. Für diese Patriarchen ist es undenkbar, ihre Macht mit 20- oder 30-jährigen zu teilen.

6. Diese Bemerkungen gelten den männlichen Nachwuchs. Der Ort der Frauen ist in beiden Organisationen unreflektiert, *die faktische Ungleichheit zwischen den Geschlechtern steht nicht zur Diskussion.*

Schlussfolgerung

Ich habe eingangs gesagt, dass, im Gegensatz zu den laizistischen, säkularisierten oder heterodoxen Muslime wie die Aleviten, die sunnitische Organisationen als Ressource für die Integration lediglich über *Gemeindebildung* verfügen.

Und so sieht die Gemeindebildung aus: patriarchal, ohne mittleres Management, in sich geschlossen, mit einem schwelenden Generationskonflikt, ohne Berücksichtigung der Kapazitäten der Frauen, mit lediglich einzelnen Dialogpartnern auf der Grenze zwischen Innen und Außen und einem kollektiv geteilten Empfinden, mal auf mal bestätigt von der Außenkommunikation, nicht verstanden oder gar feindselig begegnet zu werden.

Ich frage mich, ob neben den interreligiösen Dialog noch andere intermediäre Instanzen geschaffen werden können, die das offensichtliche Integrationsdefizit helfen abzubauen. Ich vermute, dass solche Instanzen den Dialog erheblich entlasten werden – und dort wo sie ins Stocken geraten ist wieder im Fluss bringen.

Berlin, den 30. Januar 2002